Jorinde, die Siebzehnjährige [Fortsetzung]

Autor(en): **Wenger, Lisa**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **27 (1937)**

Heft 17

PDF erstellt am: **29.03.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-636304

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Nr. 17 - 27. Jahrgang | Verlag: Berner Woche, Bern | 24. April 1937

Hochzeitslied

Von C. F. Meyer

Aus der Eltern Macht und Haus
Tritt die zücht'ge Braut heraus
An des Lebens Scheide —
Geh und lieb und leide!

Freigesprochen, unterjocht,
Wie der junge Busen pocht
Im Gewand von Seide —
Geh und lieb und leide!

Frommer Augen helle Lust
Ueberstrahlt an voller Brust
Blitzendes Geschmeide —
Geh und lieb und leide!

Merke dir's, du blondes Haar:
Schmerz und Lust Geschwisterpaar,
Unzertrennlich beide —
Geh und lieb und leide!

JORINDE, die Siebzehnjährige

Roman von LISA WENGER 17

Der Tannenwald stand ganz nahe. Ein kräftiger Harzduft war im Zimmer zu spüren. Von den Bäumen tropfte es noch, langsam und nachdrücklich. Gras und Kräuter hatten ihren Tagesstaub abgeschüttelt und funkelten fröhlich. Auf dem Taubenschlag im Garten saßen die weißen Tauben und glätteten seelenvergnügt ihre Federn, und unten strich das Kätzchen vorbei und miaute. Es war unzufrieden, daß es den fetten Leckerbissen oben nur von weitem begrüßen durfte. Um das Haus herum war Gemüse gepflanzt, und auch auf seinen Blättern glänzten die Regentropfen. Trotz des Gewitters saß jede Staude an ihrem ehrlich erworbenen Platz und freute sich ihres harmlosen Lebens. Kaum waren die Beete in Unordnung geraten. Das macht die Frau gut, dachte Jo. Wie mag der Mann sein? Die Antwort darauf ließ nicht lange auf sich warten. Es klopfte.

„Wir trinken Kaffee", sagte eine Stimme, die weder weitherzig, noch besonders freigebig klang. Beinahe unhörbare Schritte schlurften die Treppe hinunter, und Jo folgte ihnen. Unten stand der Lehrer und ging Jorinde voran ins Zimmer.

„Ich irre mich wohl nicht, wenn ich in Ihrer Person Fräulein Jorinde Steffen vermute?" Jo verneinte.

„Wir haben Sie schon vor zwei Stunden zum Mittagessen erwartet." Jo entschuldigte sich mit dem Sturm und der großen Entfernung.

„Gewiß", sagte der Lehrer. „Gewiß, das sind Gründe. „Allein Pünktlichkeit steht der Jugend wohl an." Er deutete auf eine Stabelle oben am Tisch. „Der Stuhl der Gäste", sagte er. Unten saß die Person nahe an der Türe.

„Dorothee, schenk' ein", sagte der Lehrer.

„He ja, heute wie alle Tage. Oder willst du der Jungfer zu Ehren selber einschenken?"

„Hab's nicht im Sinn", sagte Klöpfer. Ein vierpfündiges Brot wurde Jo zugeschoben, herrlich duftend. Sie sah sich nach dem Messer um, aber Frau Klöpfer entriß ihr das Ding, das die Größe eines Räuberdolches hatte.

„So ein Jüngferchen wird kaum zu schneiden verstehen. Dafür ist unsereins da, das arbeiten kann."

„Also, das Fräulein will uns Märchen erzählen", sagte der Lehrer zwischen zwei Schluck Kaffee. „Schön und gut. Ich bin nicht für Märchen. Lügen sind mir verhaßt. Aber der Herr Pfarrer hat die Sache durchgesetzt..."

„Das Lieseli hat's durchgesetzt, sage ich. Und der Herr Lehrer Klöpfer hat wieder einmal die Posaune daheim geblasen und beim Herrn Pfarrer geschwiegen. Und, Jungfer Steffen, wie sind Sie denn zu dem Herrn und der Frau Roland gekommen, daß die Sie im Auto gebracht haben? Kennen Sie sie?"

„Nein", sagte Jo. „Sie nahmen mich aus Barmherzigkeit unterwegs auf."

„Aus Barmherzigkeit", schrie Dorothee. „Jawohl, der Herr Roland, der nimmt gerne junge Mädchen aus Barmherzigkeit auf. Ja! Und aus Barmherzigkeit hält er sich die hüb-

scheften Stubenmädchen, und aus Barmherzigkeit macht er seiner Frau das Leben sauer. Sauer, Sie kann sich nicht wehren. Da heißt's ..."

„Dorothee, sieh' zu deinen Worten", sagte Klöpfer.

„Ja, ich sehe zu ihnen und es wird keines verlorengehen", sagte die Frau. „Soll ich ein junges Blut nicht warnen? Er will die Frau los werden, aber sie geht nicht. Sie sagt, sie hätte nichts und niemand auf der Welt als ihr Nest. Daraus vertreibe sie keiner. Und lieber, als daß sie allein in die weite Welt hinaus müsse, lieber dulde sie die Greuel des Herrn Roland. Wenn ich erzählen wollte ..."

„Nein, nein", rief Jo. „Ich mag nichts hören. Aber ich bin froh, daß Sie mich gewarnt haben. So zwischen Mann und Frau eingeklemmt sein ... und dabei habe ich Kopfweh und Halsweh und kann ruhig schreiben, daß ich nicht kommen könne morgen."

„Kopfweh haben Sie?" fragte Frau Klöpfer mißtrauisch.

„Nicht schlimm. Ich bin müde." Sie trank langsam ihren Kaffee. Es fuhren Fetzen von Haut darin herum, und sie mußte sich zusammennehmen, um sie schlucken zu können.

„Um wieder auf die Märchen zurückzukommen", fuhr Klöpfer fort.„ Kinder sollen nicht vollgestopft werden mit Dingen, die nicht sein können und die unmöglich sind. Was sind das für Phantastereien, diese Riesen und Zwerge, Ritter und Unholde, Heinzelmännchen und Drachen, und Mädchen, die hundert Jahre schlafen, und Kinder mit roten Kappen, die der Wolf frißt? Ich bin durchaus dagegen. Wahrheit tut uns not. Wissen um das praktische Leben tut uns not. Willen zur Sparsamkeit, zum Fleiß und zum Gehorsam soll man den Kindern beibringen ... Da wollen Sie nun heute auf meinem Platz sitzen, der mir heilig ist, nota bene, und wollen den Kindern Lügen erzählen!"

„Nein, Lügen sind das nicht. Das sind Gleichnisse und bedeuten etwas. Die Geschehnisse bedeuten auch etwas, aber ..."

„Aber?"

„Aber ich glaube, daß Sie sich von mir nicht überreden lassen werden, die Märchen zu lieben. Da will ich's lieber aufgeben."

„Verdient denn das Fräulein Steffen so viel mit dem Erzählen?" fragte Frau Klöpfer. Aber Jo antwortete nicht.

„Sie werden um vier Uhr erwartet. Vorher werde ich ein Gebet sprechen." Jo lachte und lehnte ab.

„Aber man kann doch eine Schulstunde nicht ohne Gebet anfangen", sagte kläglich der Lehrer. „Das ist ja außerhalb jeder Ordnung."

„Es ist ja keine Schulstunde. Um vier Uhr fängt keine Schule an. Also brauchen Sie nicht zu beten. Das paßt heute nicht."

„In Gottes Namen", sagte Klöpfer. „Wenn doch jede Zucht aufhört, ist es auch gleichgültig, ob man vorher oder nachher betet. Ich rufe Sie, wenn's vier Uhr schlägt und führe Sie hinüber."

Jo ging auf ihr Zimmer und setzte sich ans Fenster. Die Sonne brannte wieder heiß und stach mit aller Macht durch die immer noch herumziehenden Wolken, die auf neue Wetterstürme vorbereiteten. Jo trocknete eilig ihre Kleider unter dem Fenster. Sie war erschöpft und hatte wirklich Kopfweh. Die beiden Menschen unten waren so anders als alle, die sie gekannt. Sie zog sich innerlich in ihr Schneckenhaus zurück, denn was hatte sie mit ihnen gemein? Und die ganze blinkende Welt draußen war so schön. Die Vögel jubelten laut der Sonne zu, und das Himmelsblau spannte sich so dunkel und seidig über die Fluren, daß sie nicht wegsehen mochte.

Vier Uhr. Der Lehrer klopfte. Die Bluse war zurechtgestreckt, der Rock trocken. Die Dorothee hatte sich ein kariertes Kopftuch mit Fransen umgebunden und eine saubere Schürze vorgetan. Das schwarze Kleid hing ihr nach wie vor bis in den Straßenstaub und Schmutz.

In Reih und Glied saßen die Kinder.

„Guten Tag, Herr Lehrer", erschallte es, als Klöpfer und Jo eintraten. Darauf schnellte die Klasse wie von einer Feder getrieben auf ihre Sitze zurück. Kein Kind war sonntäglich angetan. Ihre Haare glänzten nicht. Die Hände waren nicht sauber. Sie hielten sie gefaltet und rührten sich nicht mehr. Jo begann. Hie und da räusperte sich der Lehrer oder es schneuzte sich ein Kind. Aber keine Frage wurde gestellt. Keines der Kleinen lachte. Jo wurde bedrückt. War es ihre Schuld oder die Schuld der Kinder? Ich bin ja wie an einer Kette angeschmiedet, so unfrei. Sie wechselte das Programm. Vielleicht paßten die Märchen nicht zu diesen Kindern? Hans im Glück — keines lachte. Schneewittchen — kein Finger hob sich zu einer Frage. Endlich. Freudig fragte Jo, was das Kind fragen wolle.

„Der Müller-Heiri hat auch eine Stiefmutter", sagte der Junge, und alles saß darauf wieder holzgerade am Tisch. Sie versuchte es mit Rumpelstilzchen, aber ohne daß eines eine Miene verzogen hätte. Endlich schlug es fünf Uhr. Die Kinder erhoben sich wieder wie ein Mann.

„Wir danken dem Fräulein Steffen", donnerte es im Chor. Darauf gingen sie in langem Gänsemarsch am Lehrer und an Jo vorbei, hinaus.

„Das haben Sie ganz gut gemacht, Fräulein Steffen", sagte Klöpfer. „Ihre A waren rein, Ihre E offen, und die U voll und klingend. Ja, ja: Sultan Mamud saß am Ural ..., auch ich habe meine Sprechstunden gehabt. Ja, Jugendfleiß belohnt sich im Alter. Wie alt sind Sie eigentlich, Fräulein Steffen?" Er schloß und sie gingen.

„Achtzehn Jahre", sagte Jo, ein halbes Jahr zugebend, die ominösen Siebzehn unterschlagend.

„Ach Gott", sagte er so mitleidig und kläglich, daß man ruhig annehmen durfte, daß er diesem Alter wenig Hochachtung entgegenbrachte. „Ganz gut haben Sie es gemacht. Aber nun sagen Sie selbst: Ein Bursche, der seinen Goldklotz gegen ein Pferd vertauscht! Was ist denn ein Pferd wert? Hier nicht mehr als höchstens achthundert Franken. Dann tauscht er es gegen eine Kuh. Die gegen ein Schwein. Das gegen eine Gans ..., und das lehrt man die Kinder in der Schule! Hier in meinem Schulzimmer, das den Tatsachen, der Realität und der Nützlichkeit gewidmet ist und ihr dient ... Und dann Hans im Glück! Ist's vielleicht als Abschreckung gemeint?" rief er plötzlich erfreut, als ginge ihm ein Licht auf.

„Nein", sagte Jo. „Das Märchen deutet nur an, daß der Mensch, der am wenigsten will, wünscht und besitzt, der glücklichste ist ... unbelastet, ja, und daß die Güter dieser Welt nicht die Hauptsache sind, sondern der frohe Sinn aber alles. Wie in dem Gedicht: Johann, der muntere Seifensieder, das meine Mama — oder war es Großmama — in der Schule lernen mußte. Der vergaß das Singen, als er reich wurde."

„Alles Lügen, alles Lügen, wie soll denn einer das Singen verlernen, weil er reich geworden ist? Mein Fräulein, werden Sie erst einmal arm, dann wollen wir sehen, wer singt, der Reiche oder der Arme."

„Ich kenne Arme, oder wenigstens Leute, die nichts haben und doch singen. Und ein edler Mensch, den ich kenne, singt, obgleich sein Leben doppelt und dreifach beschwert ist. Und alle meine Jungens, meine Skifreunde, singen."

„Ach, was wissen so junge Kerle auch von Kummer."

„O ja, die wissen auch von Kummer. Nur ist er nicht der

der alten Leute. Alte Leute sollten gar keinen Kummer mehr haben. Sie müssen doch bald sterben und sind ihn dann sowieso los."

„Mein Fräulein, Sie reden leichtsinnig", sagte Klöpfer und drohte mit dem Finger. „Werden Sie erst achtzig."

„Achtzig werde ich nie", rief Jo. Da würde ich mich bedanken, auszusehen wie eine gedörrte Birne. Da ..." Klöpfer reckte sich.

„Ich bin bald sechzig. Sehe ich aus wie eine dürre Birne?"

„Nein. Aber sechzig ist nicht achtzig." Sie waren am Lehrerhaus angekommen, und Klöpfer belehrte Jo, daß um sechs Uhr gegessen werde. Auch das sagte er, daß morgens um sieben Uhr das Frühstück auf dem Tisch stehe.

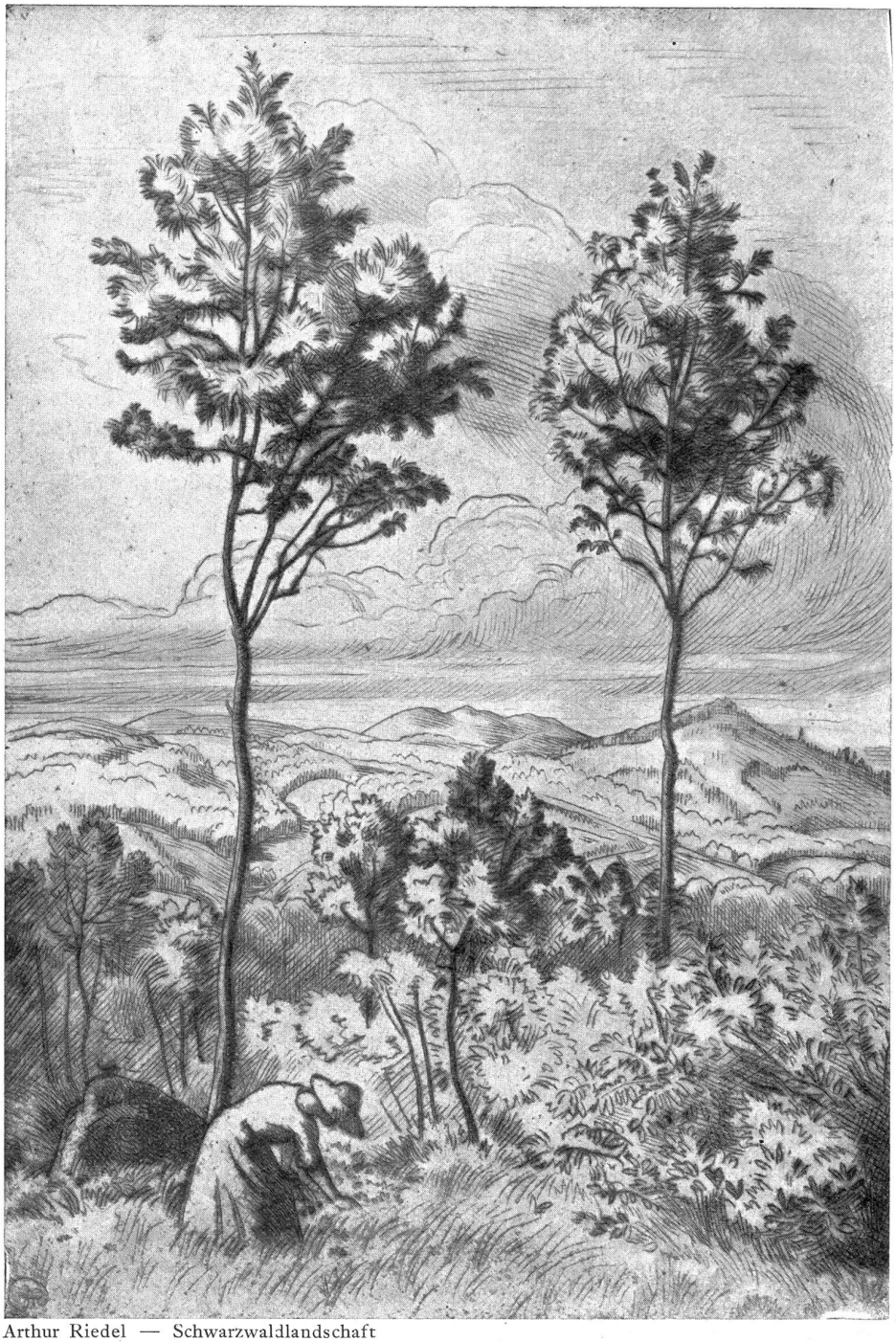
„Schön", sagte Jo. „Steht das im Schulprogramm?"

„Wie ein Buch haben Sie geredet", sagte Dorothee.„ Der Pfarrer kann's nicht besser. Nur habe ich nichts verstanden. Das sind Sachen, die Sie da vorbrachten. Sachen! Eines hat mir gefallen: Vom dicken, fetten Pfannkuchen. Das ist doch eine gute Geschichte für ein Weibsbild, das kochen kann, das kann man begreifen. Es gibt Schnitz und Rösti zum Abendbrot. Klöpfer hat gemeint, Rösti tue es, aber dem Fräulein zu Ehren gibt's nun auch Aepfelschnitze dazu. Ich habe Klöpfer gesagt, ich wolle nicht, daß Sie uns im ganzen Dorf verbrüllen. Da hat er die Schnitze aus dem Stadel geholt." Jorinde lachte: „Danke, Frau Klöpfer."

Das Essen ging vorbei, ohne Jos Geduld auf eine allzu harte Probe zu stellen. Jedes bekam seinen Teil. Zwei große Löffel Rösti, zwei Löffel Schnitz, zwei Stücke Brot und zwei Tassen Kaffee. Von dieser Regel abzuweichen, wäre sogar dem Sultan Mamud vom Ural zu Ehren nicht geschehen, ja, es wäre Klöpfer und seiner Dorothee nicht einmal eingefallen. Jo hatte Humor genug, den ganzen Aufenthalt in diesem Hause als ein Schattenspiel aufzufassen, das vorüberziehen und keine Spur hinterlassen würde.

Sie war sehr müde und ging auf ihr Zimmer. Das Deckbett, das sich hoch über ihr auftürmte, mußte mit Truthahnfedern gefüllt worden sein, so schwer war es. Das Kopfkissen roch nach Schwefel, und die Bettücher waren roh und grob gesponnen. Selbstgesponnen von der Mutter, hatte Frau Klöpfer stolz gesagt. Jo war keine Prinzessin auf der Erbse, da hatten der Schnee und die Skier vorgesorgt. Sie lag und blinzelte nur noch mit den Wimpern, um sich klar zu werden, ob sie schon träume, oder ob das, was sie sah, Wahrheit sei: Ein Esel ... Goldenes Haar ... ein Zwerglein ..., da schlief sie schon.

Am nächsten Morgen fühlte sie sich nicht wohl. Kopfweh, Husten, Halsweh, sie erschrak sehr. Hier wollte sie nicht krank werden. Hier um keinen Preis. Lieber allein im Wald in einem



Arthur Riedel — Schwarzwaldlandschaft

Einsiedlerhäuschen, als bei Frau Klöpfer als Pflegerin. Aber immer geht es auch Jo Steffen nicht, wie sie es möchte. Sie merkte am Frösteln, an der fliegenden Hitze, und am starken Uebelsein, daß eine Grippe im Anzug war. Mir geht doch alles schief, dachte sie, widerrief aber sofort diesen höchst undankbaren Gedanken. Sie überlegte, was nun zu tun sei, und wie sie sich die paar Tage erleichtere. Sie rief zuerst nach der Lehrersfrau, die denn auch erschien, und ungnädig fragte, was das Fräulein befehle. Hier wären eben keine Oberkellner im Haus, hier müßte ein jedes ..."

„Es gibt", sagte Jorinde, „daß ich zwei, drei Tage zu Bett bleiben muß. Ich bitte Sie, mir das zu gestatten und möchte wissen, ob Sie mir die notwendigen Dienste leisten würden? Ich wäre Ihnen sehr dankbar. Den Pensionspreis würde ich Ihnen nach den Berechnungen im ‚Schwanen', in Breitental, bezahlen. Natürlich alle Unkosten extra." Sie hatte sich diese Unterredung vorher ausgemalt und sie lief genau so

ab, wie sie es vermutet hatte. Der Wandel vom Abweisen zum Zustimmen auf Frau Klöpfers Gesicht war überaus unterhaltend zu beobachten. Ob Frau Klöpfer einverstanden sei, fragte Jorinde zum Schluß.

„Ja, das wird wohl nicht anders gehen", sagte die Frau. „Was brauchen Sie denn?"

„Ein heißes Bad, aber das wird nicht zu haben sein. Also zwei heiße Krüge als Bettflaschen. Aspirin habe ich selbst. Heißes Wasser und etwas Essig ist wahrscheinlich zu haben zu einem Wickel um die Füße. Essen möchte ich nichts."

„Sind Sie eine Doktorin?" fragte die Lehrersfrau.

„Nein, aber eine Doktorstochter, die hört mancherlei. Und bitte, wollen Sie mein Zimmer ein wenig aufräumen, ich habe heftige Kopfschmerzen, sonst würde ich es selbst tun."

Jorinde mußte acht Tage im Lehrerhaus bleiben. Sie konnte sich kaum erinnern, sich je so vereinsamt gefühlt zu haben. Mit dieser Wehmut gedachte sie ihrer Eltern und ihres Zimmers. „Wärisch du deheime blibe...", sagte im Liedchen die alte Mutter zu ihrem Sohne.

Jos einzige Unterhaltung war die Tapete ihres Zimmers. Sie wies ein Muster auf, dem Jo in die verborgensten Verästelungen folgen mußte: Auf dünnen Zweigen wiegten sich große und dünne Paradiesvögel, in unvorstellbarster Pracht des Gefieders. Sie hielten den Schnabel nach links gewendet, oder nach rechts. Sie stiegen hinauf und hinunter, sie saßen im Neste und sie flogen in den Lüften. Jorinde mußte nun stundenlang zählen, wie viele Linksschnäbler da waren, wie viele Rechtsschnäbler, wie viele Steigende und Fallende, Fliegende und Sitzende, mußte sie alle zusammenzählen, und irrte sich immer und immer wieder. Es kam dazu, daß zwischen Zweigen und Vögeln auch blaue, indische Schmetterlinge herumflogen, und sich Goliathkäfer bemerkbar machten, die zum Teil von vorn, auch von hinten, von der Seite und von oben gemalt worden waren. Es war ein Gewimmel, dem kaum ein gesunder Mensch gewachsen war, geschweige denn einer, der in leichtem Fieber lag. Immer wieder registrierte Jo die vor ihr flatternde Vogelwelt, versuchte sich die Anzahl jeder Art zu merken und holte sich endlich ein Papier und einen Bleistift, um der Sache Herr zu werden. Uebrigens hatte ihr die farbige Lebhaftigkeit der belebten Tapete Anlaß zu herrlichen Träumen gegeben, und sie sah indische Landschaften, Lotosblumen und wandelnde, weißgekleidete Frauen in großer Zahl, doch war sie quälend unsicher, ob sie sich in Indien oder in China befand. Geschadet hat ihr die Tapete nichts, sicherlich aber dem, der sie erfand.

Am fünften Tage brachte Frau Klöpfer Jo eine Menge Briefe, die von Harburg, dem Städtchen, in dem sie erzählen sollte, zurückgeschickt worden waren, mit ziemlich ungnädigen Worten, um des Herausschiebens des Märchennachmittags willen. Eine Woche würde man auf Jo warten und wünsche ihr gute Besserung. Es klang, als glaube man in Harburg nicht so recht an die Grippe.

Die vielen Tage ohne „Sold", wie Jo den Ertrag der Nachmittage nannte, machten ihr keinen großen Kummer. Mit großer Freude aber machte sie sich an das Lesen ihrer Briefe. Da war einer von Claudia, der Herzlieben, einer von — ja, von wem mochte dieser Brief sein? Eine unbekannte Handschrift, halb schülerhaft gehorsam, dann wieder unnötig verschnörkelt, mit verschlungenen Anfangsbuchstaben und weit ausholender Unterschrift, die sie nicht lesen konnte. Mama bekam oft solche Zuschriften — Bettelbriefe. Jo legte den Brief beiseite und öffnete den nächsten.

May! O May! Endlich. Wie mag es ihr gehen? Und wo kommt denn der Brief her? Von Lörrach? Lörrach liegt auf deutschem Boden an der Schweizer Grenze. Das ist aber kurios. Jo öffnete und las: Liebste Jo, ich schreibe dir, um dich um etwas zu bitten. Den Brief schicke ich durch einen Bahnbeamten, einen Schaffner, der täglich hin- und herfährt, in Lörrach wohnt, und versprochen hat, ihn dir zukommen zu lassen. Ich schäme mich, daß ich dich anbetteln muß. Aber wir haben kaum mehr genug Geld, um die Hotelrechnung zu bezahlen. Ich wußte nicht, daß alles so viel kostet. Ich bitte dich, hilf, und du bekommst alles ganz gewiß wieder zurück.

Engelbrecht liebt mich zärtlich und ich liebe ihn. Es fehlen nur noch einige Papiere, die ich von Papa nicht erlangen kann. Dann können wir heiraten. (Wie will sie heiraten, wenn der Vater ihr die Papiere nicht schickt? Und wie soll er sie schicken, wenn er nicht weiß, wo sie sind?) Er, mein Liebster, sagt, daß man hier in diesem Lande auch heiraten könne, ohne daß das Mädchen Papiere besitze, weißt du, so wie früher in England in Gretna-Green. Wir wohnen nahe der deutschen Grenze, in einer halben Stunde wären wir drüben. Geld bekommt er bald, es ist ihm nur augenblicklich ausgegangen, und das, welches ich von daheim mitgebracht habe, auch. Es gehörte mir, ich hatte ein Sparheft. Seine Bank ist avisiert. Ich bin sehr glücklich und wäre noch glücklicher, wenn ich nicht an meine Eltern denken müßte, die um mich nun viel Leid erdulden müssen. Aber wenn ich glücklich verheiratet sein werde, verzeihen sie mir, und freuen sich mit mir. Denke du auch an mich und wünsche mir Gutes. Es wäre natürlich schöner, wenn wir zu Hause als Braut und Bräutigam in Mamas neuem kleinen Wagen herumfahren könnten und unsere Verlobung ansagen. Aber das hat nun nicht sein sollen nach dem Willen meiner Eltern, und deshalb bereue ich meine Flucht weniger als ich es sonst, um ihretwillen, tun würde. „Ist denn Liebe ein Verbrechen, darf man denn nicht zärtlich sein", habe ich irgendwo gehört, aber ich weiß nicht wo. Ich glaube, unsere Köchin sang es in der Küche. Liebe, gute Jo, hilf uns. Denke nicht schlecht von mir. Es ist ja nichts Böses, sich lieb zu haben. Deine May.

Fortsetzung folgt.

Schneeballen

Bruno C. Stroheim

In einer Lade fand ich zwei alte Briefe, die ich vor zwei Jahren erhielt und aus irgend einem Grunde nicht vernichtete. Es waren Briefe jener Art, die angeblich um den ganzen Erdball kreisen. Ich las sie nochmals:

„.... Schreiben Sie diesen Brief innerhalb 24 Stunden neunmal ab" — hieß es darin — „und senden Sie diese Abschriften an neun Freunde! In 15 Tagen werden Sie dann ein ungewöhnliches Glück erleben! Wenn Sie jedoch nicht schreiben und diese Kette brechen, dann wird Sie in kurzer Zeit ein großes Unglück treffen!"

Nun folgten die Unterschriften jener, die angeblich diese Briefe weiter sandten, wie u. a. Admiral Togo, Expräsident Hoover, Douglas Fairbanks, Greta Garbo und auch Schweizer und Deutsche. Dann kam das Verzeichnis jener, welche die Kette zerrissen und denen bald darauf etwas zustieß. Dem einen wurde gekündigt, jener verlor bei einem Unfall die Hand, dieser ging in Konkurs usw. Und unter Androhung ähnlicher Schicksalsschläge schrieben nicht weniger als fünf Menschen, die wohl wieder an 45 Personen Briefe richteten und so fort: Schneeballsystem...!

Und als ich diese stupiden Kettendrohbriefe las, die weiß der Teufel von welchem Urheber, aus welchen Empfindungen